

dtv

Antwerpen, am Abend des 23. Juli 1904: Eine junge Frau, mit nichts als einem weißen Abendkleid und langen Diamantohrringen bekleidet, geht an Bord eines Überseedampfers mit Reiseziel New York. Sie hat weder Gepäck noch Pass bei sich und meldet sich am nächsten Morgen als blinder Passagier beim Kapitän. Wer ist diese Frau? Welches Geheimnis umgibt sie? Während der neuntägigen Überfahrt entfaltet sich unter den Passagieren der ersten Klasse ein subtiles Drama ...

Dörthe Binkert, geboren in Hagen/Westfalen, studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Politik. Nach ihrer Promotion arbeitete sie lange Zeit für große deutsche Publikumsverlage. Heute lebt sie als Autorin in Zürich. Mehr unter: www.doerthe-binkert.ch

Dörthe Binkert

Weit übers Meer

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Dörthe Binkert
sind bei dtv außerdem erschienen:
Bildnis eines Mädchens (21317)
Brombeersommer (21593 und dtv großdruck 25386)
Ein, zwei Wolken am Himmel (21680)
Jessicas Traum (26109)



Ungekürzte Ausgabe 2012
3. Auflage 2018
© 2008 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbilder: ›The Black Sea‹ (1881)
von Ivan Aivazovsky (oben) und ›Repose‹
(1911) von John Singer Sargent (akg-images)
Gesetzt aus der Garamond 12/15
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25324-6

Für Peter

Die Freiheit des Menschen ist sein Mut.

Perikles

Vorspann

Sie stand im fliederfarbenen Licht der Dämmerung. Groß. Schlank. Es war, als hätte jemand die Welt für den Bruchteil einer Sekunde angehalten, jedenfalls erschien es mir so. Ich sah nur sie, eine einsame Gestalt inmitten der Menge, die einen Schritt zurückgewichen war.

In meinem Ohr: Stille.

Auf meiner Haut: ein Windhauch, als hätte sich der heiße Sommertag selbst zugefächelt.

Dann setzte der Chor aus Stimmen und Haufengeräuschen wieder ein – Rufe, Lachen, Hundegebell, der Widerhall der Räder und Pferdehufe auf dem Kopfsteinpflaster.

Ich war, wie viele andere auch, schon seit Stunden am Hafen, um die ›Kroonland‹ ablegen zu sehen, die am Mittag ihre Überfahrt von Antwerpen nach New York hatte antreten sollen. Aber es hieß, ein technischer Schaden sei aufgetreten, und das Schiff lag noch immer am Rheinkai.

Die Passagiere, der Großteil Auswanderer, drängten sich auf den Decks. Sie durften das Schiff nicht mehr verlassen, nachdem sie ihre

Kojen bezogen hatten. Einer meiner Freunde befand sich darunter, aber ich konnte ihn nirgends ausmachen, so sehr ich auch die Augen zusammenkniff.

Am Kai herrschte ein gewaltiges Durcheinander. Viele Passagiere der Ersten und Zweiten Klasse waren noch einmal von Bord gegangen, als bekannt wurde, dass die Abfahrt sich um Stunden verschieben würde. Die Angestellten der Red Star Line hatten Mühe, den Überblick zu behalten, wer schon an Bord Quartier bezogen hatte und wer nicht. Immer wieder mussten sie beschwichtigend besorgte Fragen beantworten, wie gravierend denn die Gründe für das verzögerte Ablegen seien.

Der Tag war mörderisch schwül gewesen, unter die Gerüche des Hafens mischten sich die Ausdünstungen schwitzender Körper. Eine Spur von Verdorbenem und Welkem hing in der Luft.

Es war der 23. Juli 1904.

Die Droschke, der die Frau entstieg war, stand nur ein paar Schritte von mir entfernt. Der Kutscher war vom Bock gesprungen, hatte den Schlag des schwarzen Wagens geöffnet und mürrisch eine Hand ausgestreckt, um seinem Fahrgast die Stufen herunterzuhelfen.

Ich hatte die Szene zunächst ohne großes In-

teresse betrachtet, bis ein seidener weißer Schuh aus der Kutsche auf das Pflaster gesetzt wurde. Es folgte ein Kleidersaum aus durchbrochener Spitze, dann der andere Fuß. Eine Dame entstieg der Droschke, wandte sich noch einmal dem Wageninneren zu, als wolle sie von etwas Abschied nehmen, fasste mit der unbehandschuhten Rechten die Schleppe ihres Abendkleides und stand direkt vor mir.

Auch ich trat einen Schritt zurück, wie die andern.

Ihr Kleid war weiß. Aber jetzt, im abnehmenden Licht, hatte es den kühlen Schimmer blauer Perlen.

Der Boden, auf den sie ihren Fuß gesetzt hatte, war von Papierfetzen, Scherben und anderem Unrat bedeckt, doch das störte mich nicht. Ich sah nur den Glanz ihrer Schultern, die das Dekolleté freigab, und die lange Rückenschleppe, die aus einer Falte unterhalb der geschnürten Taille hervorquoll und sich wie ein Wasserfall auf das Kopfsteinpflaster ergoss.

Die Menge sah sie mit unverhohlener Neugier an, die Frauen reckten die Hälse und tuschelten miteinander.

Die Dame im weißen Kleid stand immer noch da. Aus ihrem Abendtäschchen kramte sie alle Münzen, die sie finden konnte, und drück-

te sie dem Kutscher in die Hand. Der überflog den Wert mit einem kurzen, geübten Blick, nickte mit dem Kopf, zog den Hut und bestieg seinen Kutschbock. Den beiden Braunen gab er mit einem knappen Peitschenhieb zu verstehen, dass sie lostraben sollten, und die Umstehenden machten ihm Platz.

Die Frau sah sich suchend um.

Da lag das Schiff. Seine schwarze Flanke stieg aus dem Strom wie eine gewaltige, unbezwingbare Wand.

Das Gepäck der Reisenden war längst an Bord, schwere, metallbeschlagene Schrankkoffer, mit Kordeln und Seilen verschnürte Körbe, Kisten und Bündel. Tonnen von Kohle waren von der Eisenbahn in den Schiffsbauch geladen worden, damit die Heizer die Kessel befeuern konnten, dank derer die beiden Schrauben der ›Kroonland‹ sich schließlich in Bewegung setzen sollten.

Ich begriff, dass die Frau, die vor mir stand und die Gangway suchte, dieses Schiff besteigen und alles zurücklassen würde. Und während mich ein unerklärliches Glücksgefühl überkam, durchfuhr mich zugleich ein unbekannter, sengender Schmerz.

»Madame, warten Sie!«, rief ich und fasste mich wieder, »ich bringe Sie zum Schiff!«

Da erst bemerkte sie mich. Ich war bei Gott keine aufsehererregende Erscheinung, mager und schlaksig, gerade achtzehn geworden, mit noch schwachem Bartwuchs. Ich schämte mich für meinen Anzug, den ich von meinem älteren Bruder geerbt hatte und der nicht mehr ganz der Mode entsprach. Nie war mir bewusster gewesen, dass ich die Schultern der Jacke noch keineswegs ausfüllte ...

Sie blickte mich an und lächelte. Das Blut schoss mir in die Wangen, und um der Peinlichkeit ein Ende zu machen, wandte ich mich abrupt von ihr ab und begann, ihr einen Weg zum Schiff zu bahnen. Ich durchbrach die gaffende Menge, drückte die sturen Leiber zur Seite, damit sie unbehelligt hindurchgehen konnte.

Zweimal sah ich mich flüchtig um, ob sie mir auch folgte. Das tat sie. Aber mit jedem Schritt, den ich sie vorwärts brachte, verschwand sie um eine Schrittlänge aus meinem Leben, in das sie gerade erst eingetreten war wie eine Sternschnuppe, die am Himmel erscheint und gleich wieder verlöscht. Warum machte ich ihr das Gehen denn leicht?

Wir waren bei der Gangway angekommen. Ich trat zögernd einen Schritt zur Seite, um ihr den Weg freizugeben. Sie setzte einen Fuß auf den

Landungssteg, hielt dann inne und sah mich an.

Möwen stoben auf und kreischten. Sie drehten ihre Runde um das Schiff, als drängten sie zum Aufbruch, ließen sich keckernd von der Abendbrise tragen und wieder fallen. Ich weiß nicht, ob ich die Möwen mag. In ihren Schwingen haust die ungestüme, unbändige Freiheit, aber ihre gelben Schnäbel haben etwas Grausames, so ist es mir jedenfalls immer vorgekommen.

Die Frau blieb stehen, als wolle sie mir Gelegenheit geben, mir ihre Gestalt einzuprägen. Ihr Blick schien mir fast zärtlich, aber das war sicherlich Einbildung. Wieder stiegen die Möwen auf. Ich hörte das trockene Geräusch von Federn, die auf Luft schlagen, die durchdringenden Rufe. Da zog die Fremde ihren Ehering vom Finger, griff nach meiner Hand, legte den Ring hinein und schloss meine Finger darum.

»Danke«, sagte sie mit einer Stimme, die ich noch heute, mehr als dreißig Jahre später, jederzeit wiedererkennen würde.

Ich sah sie ungläubig an, aber sie hatte sich schon dem Schiffsoffizier zugewendet, der auf dem Landesteg stand.

»Würden Sie mich wohl an Bord führen?«, hörte ich sie freundlich und bestimmt sagen.

Der Offizier tippte an seine Mütze und reichte ihr höflich den Arm. Sie ergriff ihn und betrat das Schiff, ohne sich noch einmal umzusehen.

Ich schloss die Augen. So wie sich der helle Kreis der Sonne scharf und deutlich vor dem inneren Auge abzeichnet, wenn man längst schon die Lider geschlossen hat, sah ich immer noch ihr Gesicht. Sie war um einige Jahre älter als ich damals. Ihre Augen wussten mehr als meine, die Lippen waren voll, aber nicht süß – sie beschrieben eine Linie, die ein Cello in dunkle, fragende Töne gekleidet hätte. Eine winzige Narbe brach ihre Oberlippe und ich wusste, dass ich mich ein Leben lang fragen würde, was sie verletzt hatte, was sie wohl heilen könnte.

Eine Nacht an Deck

Henri Sauvignac hatte seine Kabine auf der ›Kroonland‹ schon vor Stunden bezogen. Jetzt lehnte er an der oberen Reling und schaute aus ungewohnter Perspektive dem Treiben im Hafen zu. Er mochte den fettigen, metallischen Geruch des Maschinenöls, den bitteren Geschmack der Kohle, der sich, mit winzigen Rußpartikeln durch die Nase geschleust, auf die Zunge legte, das Quietschen der Ladekräne, die über die Schienen holperten, den Anblick der schweren Pferdeleiber, die die Lastkarren zogen, das Gedränge der Menschen.

Seit seiner Kindheit liebte Henri den Hafen, dieses nie ermüdende Herz Antwerpens, versorgt und angetrieben vom Fluss, der Schelde, die Menschen und Waren aus fernen Ländern heranbrachte und auf Segelschiffen – und neuerdings Dampfschiffen – wieder davontrug. Als junger Mann war er oft nachts zum Fluss gegangen, zum Steen, zum Jordaens- und zum Rheinkai. Nachts entzündeten die Hafenarbeiter in Fässern Petroleumfeuer. Ihr Schein erleuchtete flackernd den Kai, ein Höllenfeuer, das Licht und Schatten über seine Sklaven warf

und erst mit dem Tageslicht verlöschte, wenn die Nachtschicht endete. Am Morgen saßen die Matrosen, wenn sie aus den Bordellen kamen, in den Hafenkneipen, und diejenigen Arbeiter, die Schichtwechsel hatten und es sich leisten konnten, setzten sich dazu und ließen sich Kaffee, Bier und Schnaps bringen.

Die Ozeandampfer der Red Star Line kamen montags an und legten samstags wieder ab, pünktlich wie die Eisenbahn. Es wurde rund um die Uhr, Tag und Nacht, gearbeitet, um die Ladung zu löschen, Kohle, die mit der Eisenbahn bis zum Hafen geschafft wurde, in die Schiffsbäuche zu verfrachten, neue Ladung und all die Lebensmittel an Bord zu bringen, die das Küchenpersonal für die knapp neuntägige Überfahrt von Antwerpen nach New York oder Philadelphia brauchte.

Am frühen Morgen erklang das Geschrei der Fischweiber auf dem Markt, und der gutbürgerliche Gasthof »Zum Schweizerhof« der Witwe Goerg am Zand Nr. 22 servierte den bessergestellten Reisenden das Frühstück. Auch Henri war ab und zu hier eingekehrt. Die meisten Auswanderer allerdings, die, den Schienenwegen der Eisenbahn folgend, schon in Russland oder Polen ihre Reise angetreten hatten, stiegen nicht hier oder in Francis de Meyers »Boarding

House« oder gar im Hotel »Skandinavia« ab, sondern in den düsteren Pensionen, die keine aufwändige Werbung für ihre Zimmer und ihr Essen, sondern höchstens für den Besitz von Desinfektionsapparaten machten.

Die Ströme der Auswanderer, die hochmoderne belgische Eisenbahn und die siebenundzwanzig Schifffahrtsgesellschaften, die es in Antwerpen gab, machten die Stadt reich, die Henri so oft aus ihren nächtlichen Träumen hatte erwachen sehen.

Eine Pferdedroschke, die nicht weit von der ›Kroonland‹ entfernt im Gewühl stecken blieb, riss Henri aus seinen Gedanken. Zu seinem Erstaunen entstieg dem Wagen – nicht in einem Reisekostüm und männlicher Begleitung, wie zu erwarten gewesen wäre, sondern allein – eine Dame in einem weißen Abendkleid. Gebannt starrte er auf die sonderbare Erscheinung – ein fremder, weißer Fleck in der Menge. Henri musste an den Tod denken, an das alte Bild vom Tod in Gestalt einer Braut. Er erschrak über seinen Gedanken, und doch war es, als ob sich eine Kühle und Stille um die Gestalt ausbreitete, bis ein junger Mann, fast noch ein Knabe, sich aus der Menge löste und der Frau den Weg zum Schiff bahnte. Bevor sie die Gangway betrat,

blieb sie vor dem Jungen stehen. Henri konnte die Gesichter der beiden nicht erkennen, bemerkte aber, dass sie einen Ring von ihrer Hand streifte und ihn dem Jungen gab. Es lag etwas Traumwandlerisches über der Szene, und Henri griff sich an die Stirn, als habe er das Trugbild einer Fata Morgana gesehen. Dann verschwand die Frau am Arm eines Schiffsoffiziers im Innern des Rumpfes. Der Junge hatte sich in der Menge verloren.

Henri schätzte die Frau auf etwa Mitte zwanzig. Sie war schlank und auffallend groß. Die Fremde hatte etwas, was ihn anrührte, ohne dass er ein Wort mit ihr gesprochen hatte. Aber er gab ohnehin nicht viel auf Worte. Er war Bildhauer und verließ sich lieber auf seine Augen und seine Hände und das, was ein Körper ihm instinktiv zu verstehen gab: Der Körper der Frau schien zu schlafen. Sie trug ein enges Korsett, das ihre Taille zerbrechlich und kindlich aussehen ließ. Aber ihr Körper war nicht zerbrechlich, er war nur taub. Eingesperrt.

Henri rief sich zur Ordnung. Mein Gott, hör auf zu spekulieren! Sie wird neun Tage lang mit dir auf diesem Schiff sein ...

Ihre Wege würden sich kreuzen. Unweigerlich. Und Henri Sauvignac war ein geduldiger

Mensch. Wer mit Stein arbeitet, darf es nicht eilig haben.

Die meisten Passagiere harrten geduldig an Deck aus, warteten, dass die Gangway eingezogen wurde, sich die Ketten und Trosse schlitternd, rasselnd von den Pollern lösten.

Das Lotsenboot jedenfalls war bereit.

Nicht weit von Henri entfernt saß ein junges Mädchen in einem Rollstuhl, der so nahe wie möglich an die Reling geschoben worden war. Das Mädchen konnte kaum über die Brüstung sehen und versuchte, sich immer wieder so gerade wie möglich aufzurichten. Sie hatte lange dunkelbraune Haare, die im Nacken mit einer breiten grünen Samtschleife zusammengebunden waren. Die Hände lagen brav in ihrem Schoß, aber man sah, sie hätte sich für ihr Leben gern über die Reling des haushohen Schiffs gebeugt, um hinunterzusehen und zu prüfen, ob ihr wohl schwindlig würde. Ungeduldig zupfte sie an ihrem Pony. Ein Mann im Abendanzug beugte sich über sie, und Henri hörte ihn sagen:

»Lily! Mama möchte nicht länger auf dich warten. Und sie möchte, dass du dich für das Abendessen umziehst.«

»Ach bitte, Papa! Schau, sie ziehen die